

dialogintern

Ausgabe 9 / Dezember 2014

INFOMAGAZIN DER EVANGELISCH-REFORMIERTEN LANDESKIRCHE GRAUBÜNDEN



Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden

Loëstrasse 60 | 7000 Chur

081 257 11 00 | landeskirche@gr-ref.ch

www.gr-ref.ch

Sekretariat

Claudia Lippuner

claudia.lippuner@gr-ref.ch

Margreth Wyss

margreth.wyss@gr-ref.ch

Aktuariat

Kurt Bosshard

kurt.bosshard@gr-ref.ch

Rüdiger Döls

ruediger.doels@gr-ref.ch

Finanzverwaltung

Christian Zippert

christian.zippert@gr-ref.ch

Elsbeth Hardegger

elsbeth.hardegger@gr-ref.ch

Kommunikation

Stefan Hügli

stefan.huegli@gr-ref.ch

Impressum

Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden

Redaktion: Stefan Hügli

Fotos, Layout & Druckvorstufe: Stefan Hügli

Auflage: 1'200

Kontakt: stefan.huegli@gr-ref.ch

Inhalt

Ausgabe 9 / Dezember 2014

- 4** **Reformation als Marke** – eine Erfahrung
- 6** **Null zu eins gewonnen** – eine Begegnung von Kirche und Staat
- 10** **«Wir machen nicht Parteipolitik»** – zu Besuch bei Walter Grass
- 14** **Singen soll nicht peinlich sein** – ein Kurstag mit Eugenio Giovine
- 16** **Nicht urteilen, nicht werten** – Seelsorge in der Forensik
- 20** **«Insgesamt eine gute Zeit»** – die Ergebnisse der Konfstudie ermutigen
- 22** **Persönlich** – Anfänge, Abschiede, Veränderungen
- 24** **«Von Grund auf partizipativ»** – zum Reformationsjubiläum
- 26** **Humanitäre Hilfe** – Bündner Kirche und HEKS
- 28** **Das andere Bild** – Kirchenratsretraite in Stels
- 30** **Mitteilungen** – allerlei aus der Loëstrasse

Reformation als Marke

Erkennbar und stark / Stefan Hügli

Die drei Streifen von Adidas, der Stern von Mercedes, der «Swoosh» von Nike – ein Logo sorgt für Erkennbarkeit, sekundenschnell. Das ist auch beim neuen Logo für die Reformationsfeierlichkeiten nicht anders. Das Bildzeichen besteht aus dem Buchstaben «R», die Wortmarke lautet «500 Jahre Reformation». Dabei ist das Logo so markant wie flexibel: Während die Aussenform vorgegeben ist, kann der Inhalt unterschiedlich gestaltet werden – mit Bildern, Worten, Illustrationen oder Farben. Die Bündler Variante des Reformationslogos lehnt an das Kantonswappen an und zeigt den Steinbock mit kräftigen Hörnern. Die Hörner stehen dabei für den Mut zum Widerstand – ein Charakterzug, ohne den es die reformatorische Bewegung nicht gäbe. Weder damals noch heute.

Zum Beispiel Jan Hus. Da entdeckte ich beim Bahnhofskiosk ein Sonderheft von DIE ZEIT mit dem Titel «Die Kirche und ihre Ketzer». Es handelt vom Kampf um den rechten Glauben vom Mittelalter bis heute. Jan Hus kommt darin vor, der böhmische Reformator, der hundert Jahre vor der Reformationszeit so manches vorwegnahm, was Luther und Zwingli später durchsetzten. In der Vorstellung von Jan Hus gab es keinen Platz für die Hierarchie von Papst, Kardinälen und Bischöfen. Er wollte eine volksnahe Kirche, die sich in erster Linie als Gemeinschaft versteht, der Bibel und der Armut verpflichtet. Hus forderte die Verantwortungsträger in Kirche und Gesellschaft heraus. Sogar als er zum Scheiterhaufen vor der Stadt geführt wurde, blieb er bei seinem Protest. Er starb in den Flammen, auf seinem Kopf eine Papiermütze, bemalt mit tanzenden Teufeln und mit der Aufschrift: «Dieser ist ein Ketzerführer».

Irritierend und nötig. Solche Erinnerungsarbeit ist nötig. Auch wenn der reformierte Glaube heute in der Schweiz konsolidiert und selbstverständlich ist. Das Problem ist in unseren Breitengraden ist nicht der Scheiterhaufen,

sondern eher schon die Beliebigkeit. Umso mehr gilt es herauszuarbeiten, was die reformatorischen Ideen für Gegenwart und Zukunft der Kirchen bedeuten. Es ist wichtig, diese zu bezeichnen, bildhaft zu machen, zu gestalten und kreativ mit Inhalten zu füllen.

Nach einem halben Jahrtausend ist die reformatorische Bewegung – und mit ihr Hus, Luther, Zwingli, Bullinger – zur Marke geworden. Seit den Vorbereitungen zum Reformationsjubiläum und der Erarbeitung eines dazugehörigen Logos verfügt sie sogar über ein eigenes Manual, das in Millimetern, Farben und Formaten visuelle Leitlinien festlegt. Das tönt irritierend und ist doch vielversprechend. Nicht zuletzt, damit die grosse Vielfalt von Aktivitäten rund um das Reformationsjubiläum als zusammenhängende Aktion wahrgenommen werden – immerhin erstrecken sie sich über zwei Jahrzehnte von 2017 bis 2036.

Eine Errungenschaft ist nicht zuletzt, dass die sonst für ihren Föderalismus bekannten und daher in ihrem öffentlichen Auftritt oft zersplittert wirkenden evangelischen Kirchen gemeinsam kommunizieren. Vielfältig und doch einheitlich im Zeichen einer gut koordinierten Aktion. Die dabei sich abzeichnende Kommunikationsleistung ist beeindruckend. Sie reicht von Projekten über Smartphone-Apps und Websites bis hin zu einem partizipativen Prozess. Dieser hat das Ziel, Thesen für das Reformiertsein heute zu entwickeln. Bis 2017 soll daraus unter Leitung des Kirchenbundes eine pointierte Botschaft zum Reformationsjubiläum entwickelt werden.

mehr dazu S. 26 in diesem Heft und unter www.ref-500.ch

Null zu eins gewonnen

Eine Begegnung von Kirche und Staat / Stefan Hügli

Es war eine Treffen der besonderen Art, als am 23. September die «Pastors United», die Fussballmannschaft der Bündner Synodalen, nach Bundesbern reisten. Ziel war ein Spiel gegen den FC Nationalrat. Und ein Empfang im Bundeshaus mit Bündner Parlamentariern.

Der Tag begann früh und endete spät. Rund 30 Personen fanden sich vor Sonnenaufgang in Chur auf dem Parkplatz in der Oberen Au ein. Kickende Pfarrpersonen, Fans und solche, die es werden wollten. Munteres Treiben im Extrabus, Freude über das Wiedersehen und spürbar eine gewisse Spannung und Nervosität. Ein historischer Tag war es durchaus. Noch nie waren die «Pastors», weiter gereist für ein Fussballspiel. Noch nie waren die Gegner so prominent. In Landquart stiessen weitere Spieler und Fans zur Reisegruppe dazu, ebenso in Zürich und Bern.

Im Bundeshaus. Doch der Sport sollte erst noch warten. Denn in Bern angekommen, ging's erst einmal zum Bundeshaus. Die Sicherheitskontrollen beim Eingang standen denen auf einem internationalen Flughafen in nichts nach. Gurt weg, Tasche aufs Band, jede Person, die ins Bundeshaus wollte, wurde durchleuchtet. «Sie befinden sich hier politisch gesehen genau in der Mitte der Schweiz», sagt die Dame, die die «Pastors» durchs Bundeshaus führt. Sie spricht mit Mikrophon und Headset, die Besucher hören sie über einen Knopf im Ohr. «Schauen sie nach oben», sagt sie unter der grossen Kuppel. Die Fenster zeigen in alle vier Himmelsrichtungen und geben den Blick zu den verschiedenen Landesteilen der Schweiz frei. Unter den Fenstern ist je ein Gemälde zu sehen, das eine Stärke des jeweiligen Landesteils darstellt. Im Norden sind es Handel und Industrie, im Osten Stickerei und Textilhandwerk. Die Idee des Ausgleichs ist

« Wer politisch Stellung nimmt, wird angreifbar.



im Bundeshaus so ernst genommen, dass sogar die Baumaterialien bewusst aus allen Landesteilen der Schweiz kommen, die Steine ebenso wie das Holz. In der Mitte der Schweiz befindet man sich unter der Bundeshauskuppel, auch deshalb, weil diese sich genau zwischen den beiden parlamentarischen Kräften befindet: dem Nationalratssaal und dem Ständeratssaal. «Konfessionelle Zeichen suchen Sie im Bundeshaus vergebens», sagt die Dame mit dem Headset und zeigt dann Richtung Ständeratssaal, wo neben einem balkonartigen Gebilde je eine Statue von Winkelried und Bruder Klaus angebracht sind. Der eine habe sich aufgeopfert zugunsten der Allgemeinheit, der andere stehe für den Willen zum Dialog.

Im Parlament. Danach wird die Reisegruppe aus Graubünden auf die Tribüne des Ständeratssaals geführt. «Bitte die Füsse nicht auf die Stühle», sagt die Dame mit dem Headset – eine Aussage, die nicht wenige irritiert. Sie erklärt die Sitzordnung im Saal und welche Funktionen mit welchen Stühlen verbunden sind. Ein Computerprogramm sorgt dafür, dass schon kurze Zeit nach einer Debatte ein schriftliches Protokoll des Gesagten vorliegt. Kameras in den Ecken des Saals zeichnen das Geschehen auf – nicht primär zur Sicherheit, sondern aus Gründen der politischen Transparenz. «Politik und Öffentlichkeit sind heute nahe zueinander gerückt», sagt die Dame. Debatten fänden längst nicht mehr hinter geschlossenen Türen statt, sie können über Internet von Interessierten mitgehört werden. Nach dem Ständeratssaal folgt ein kurzer Blick in die grosse Kammer, wo der Nationalrat gerade über das Opferhilfegesetz debattiert. Der Anblick ist ernüchternd. Alle zwei Minuten mahnt der Ratspräsident mit der Glocke zu Ruhe, einzelne Parlamentarier reden, doch ihr Reden wird im munteren Treiben des Nationalratssaals schon fast zur Nebensache.





«Im Gottesdienst hören die Leute wenigstens zu», kommentiert einer der «Pastors» das Gesehen.

Im Gespräch. Nach dem Rundgang durchs Bundeshaus geht's hinauf zum Zimmer 301. Dort treffen die «Pastors» auf Ständerat Peter Engler und Nationalrätin Silva Semadeni. Die schönste Nebensache der Welt, das Fussballspielen, sei ein guter Grund für die Reise der «Pastors» nach Bern, sagt Jens Köhre zur Begrüssung. Doch ebenso wichtig sei der zweite Grund, die Begegnung von Staat und Kirche. Rund ein Viertel der reformierten Pfarrpersonen des Kantons Graubünden sei hier, sagt auch Kirchenratspräsident Andreas Thöny, das habe es noch nie gegeben. Er dankt für die informelle Begegnung und fragt, ob angesichts des gesellschaftlichen Wandels mit Mobilität und Migration Religion nicht vermehrt auch auf Bundesebene thematisiert werden müsste. Grundätzlich sei Religion im Bundeshaus Privatsache, sagt die Bündner Nationalrätin Silva Semadeni. Gleichwohl wünscht sie sich, dass die Kirchen deutlicher vernehmbar wären. Von der Zivilcourage, in politischen Dingen Stellung zu nehmen, spricht auch Ständerat Stefan Engler. «Wer politisch Stellung nimmt, setzt sich aus und wird angreifbar». Er hofft auf einen Dialog mit den Kirchen, nicht nur in Asylfragen oder in Fragen der Präimplantationstechnik. Dialog sei wichtig für ihn zur Meinungsbildung. «Am Ende muss ich entscheiden und ich muss damit leben, fehlbar zu sein». Im Unterschied zu den Kirchen erhalte er von der Economiesuisse jeden Tag Empfehlungen, wie er sich zu verhalten habe. Die christliche Botschaft sei eine mutige Botschaft, sagt auch Nationalrätin Semadeni, «diesen Mut brauchen wir».

Die Vorbereitung. Beim Mittagessen in einem Restaurant in der Berner Innenstadt rückt der sportliche Teil der Begegnung langsam in den Vordergrund. «Esst Kohlenhydrate», redet Captain Josias Burger den «Pastors» ins Gewissen. Und zwischen Spaghettiteller und Mini-Coupe sagt er: «Nehmt Euch vor, ein Tor zu schiessen. Ich möchte, dass ihr in der zweiten Halbzeit zwei, drei Treffer erzielt». Kein Bier zu trinken ist jetzt, so kurz vor der sportlichen Begegnung Ehrensache. Dafür werden nach dem Essen in der Landi zwei Sixpacks Mineralwasser gekauft, die der Captain höchstpersönlich bezahlt, dazu einige Riegel Schokolade. Nach anfänglichen Schwierigkeiten wird dann auch der Fussball-

platz gefunden. «Wir spielen mit zwei defensiven Mittelfeldspielern», sagt Josias Burger zu den kickenden «Pastors» nach dem Aufwärmtraining. Alle sitzen sie in der Garderobe auf den Bänken, in schwarzen Trikots. Es folgen Worte, die für die nächsten zwei mal fünfunddreissig Minuten nachklingen sollen: «Versteckt euch nicht hinter euren Gegnern, spielt einander den Ball zu!» Da und dort werden Salben auf Waden und Oberschenkel aufgetragen. Draussen vor der Kabine nehmen die Fans die angekündigte Aufstellung des FC Nationalrat unter die Lupe und notieren die Namen. «Aha», ist da schmunzelnd zu hören, «Sozis in der Abwehr, Liberale im Angriff».

Das Spiel. Eines vorweg: die «Pastors» machten in Bern eine gute Figur. Auch am Support durch die Fans mangelte es nicht: «Pastors United, jetzt wird gefighted!» Dennoch: Das Spiel endete mit null zu fünf Toren. «Das Glück war auf unserer Seite», wird Nationalrat Christian Wasserfallen bei Pommesfrites und Hamburger vor dem platzeigenen Imbissstand sagen und gibt grad noch eins drauf: «Wir wollten nicht überlegen sein, aber wir konnten einfach nicht anders». Die «Pastors» hätten getan, was sie konnten, wird ihm Pastor Jens Köhre entgegen, trotzdem habe ihn die Begegnung gefreut. Und dann holt auch er zum verbalen Angriff aus. Eines hätte er nämlich heute feststellen müssen: Die Disziplin unter den Nationalräten sei auf dem Fussballfeld bei weitem besser als die Disziplin im Nationalratssaal. Ausch! Auch das tut weh – ein verdientes eins zu null nach einem schmerzlichen null zu fünf.

Die Analyse. Es wurde spät an diesem Abend in Bundesbern. Und natürlich wurde auf der Heimfahrt im Bus der Spielverlauf analysiert. Die «Pastors» hätten gut gespielt, ist man einhellig der Meinung, nur hätten die Nationalräte ihre Torchancen besser verwertet. Für immer unbeantwortet wird die Frage bleiben, ob der Trick, der beim Mittagessen scherzhaft herumgereicht wurde, nicht doch zum Erfolg geführt hätte: Sollten sich die Nationalräte als zu stark herausstellen, einfach eine politische Frage stellen im Mittelfeld – möglichst brisant. Doch leider ging gerade dies im entscheidenden Moment vergessen. So oder so: auf der Grusskarte an einen zu Hause gebliebenen Sportsfreund steht: «Null zu fünf in Bern verloren - ein Gewinn war es trotzdem».

«Wir machen nicht Parteipolitik»

Zu Besuch bei Walter Grass / Stefan Hügli

Walter Grass ist der neue Präsident des Evangelischen Grossen Rates (EGR). Wer ist er und wie sieht er sein neues Amt? Dialogintern hat ihn besucht.

Walter Grass wohnt dort, wo jeder jeden kennt. In Urmein am inneren Heizenberg ist der Blick ins Tal weit und die Flanke des Piz Beverin schon schattig nah. Gestern noch hat es geschneit, deshalb sind die Kühe heute Morgen im Stall und mit ihnen ein Dutzend Kälber.

Der Landwirt betreibt Mutterkuhhaltung. «Das gibt mir mehr Freiheit», sagt er, «kein Melken, kein Milchtransport, kein Waschen von Gefässen und Geräten». Freiheit heisst für Grass: Zeit zu haben für seine vielfältigen Verpflichtungen als Gemeindepräsident, Grossrat, Skischulleiter und neu auch als Präsident des Evangelischen Grossen Rates. Grass führt mich durch den Stall, schiebt da und dort etwas Futter nach, erklärt, weshalb Weissdornäste an der Wand hängen und dass er den Stier für drei Monate gemietet habe. Liebevoll kraut er ein Kalb am Hals. Vor zwei Tagen sei es auf die Welt gekommen. «Wir hatten Glück im Stall», sagt er stolz. Noch steht das Kalb wacklig und mit strubbligem Fell da,

Der Politiker. Der Stall von Walter Grass liegt ganz unten im Dorf. Urmein sei gewachsen, 135 Einwohner zähle das Dorf. Es gebe heute auch wieder einige Schülerinnen und Schüler im Dorf. «Wenn's mal zwei, drei Familien hat, zieht das andere an», ist Grass überzeugt. Seit zehn Jahren ist er Gemeindepräsident. Urmein sei lange eine arme Gemeinde gewesen, weil sie wenig Wald hatte. Heute ist das ein Vorteil. Doch der eigentliche Aufschwung kam für Urmein mit dem Bau der Ferienhaussiedlung fünf Fahrminuten oberhalb des Dorfes auf einer sonnigen Terrasse mit herrlicher Aussicht. «Klassische

Zweitwohnungen», sagt Grass. Hundert Häuser seien es, familienfreundlich, sieben weitere mit neuem Nutzungskonzept sollen demnächst dazukommen. Die Gemeinde vergab das Land dazu im Baurecht. «Eine gute Entscheidung», sagt Grass, denn die Baurechtszinsen bescherten der Gemeinde seither Einnahmen, nicht viel, aber regelmässig. Zudem habe Urmein eine schlanke Infrastruktur. Eine Schule gibt's hier nicht. Die Primarschulkinder fahren mit dem Postauto nach Flerden.

Ein kurzer Besuch auf der Gemeindekanzlei gehört für Walter Grass zum Tagesablauf. Eine weitere Teilrevision des Zonenplans ist im Gang und eine Wasserversorgung für eineinhalb Millionen Franken ist geplant. «Sauber abklären und die Verfahren klar einhalten», sagt Grass, das sei ihm als Gemeindepräsident wichtig. Dass er in Chur als Grossrat im Kantonsparlament sitze, bringe ihm viele nützliche Kontakte.

«Man kommt schneller an die wichtigen Leute heran und bekommt rascher eine Antwort». Ein Vielredner sei er im Grossen Rat nicht, meint er. Im Gegenteil, «etwas sagen, wenn man etwas zu sagen hat», das sei seine Devise. Seine Themen: Tourismus, Landwirtschaft, Gemeindepolitik und Strukturreform. Angesprochen auf die Fusionen, die vom Kanton gefördert werden, sagt er: «Die, die wollen, dürfen, die anderen soll man lassen». Für Urmein sei die bescheidene Grösse bislang kein Problem gewesen. Die Ämter seien besetzt und die Finanzen im Lot – bei einem Steuerfuss von gerade mal 50 Prozent.

Der Ratspräsident. Die Sache mit den Fusionen dürfte Walter Grass auch als Präsident des EGR noch beschäftigen. Bei der Diskussion um die Verfassungsrevision geht es nicht zuletzt um die Frage nach der geeigneten Grösse der (Kirch-)Gemeinden. «Zu gross sollten die Gebilde nicht sein», sagt Grass. Mit zunehmender Grösse gebe es mehr Distanz, das Interesse

« Etwas sagen, wenn man etwas zu sagen hat.







der Bevölkerung schwinde. Dass aber nicht in jedem Dorf ein bewohntes Pfarrhaus mit Kirche und wöchentlichem Gottesdienst stehen könne, das ist für Grass selbstverständlich. «Es gibt Dinge, die im Laufe der Zeit angepasst werden müssen», sagt Grass. Auch in Urmein gibt es zwar eine Kirche, aber es gibt hier kein Pfarrhaus und die Gottesdienste finden alle zwei Wochen statt. Damit die Kirche im Dorf bleibt, braucht es Leute, die bereit sind, sich dafür einzusetzen. Das weiss Grass als Gemeindepräsident nur zu gut. Und ja, er habe Respekt vor seinem neuen Amt als Präsident des Evangelischen Grossen Rates und es sich deshalb gut überlegt. Doch wie es für ihn zu Beginn seiner politischen Karriere klar war, dass er als Grossrat auch im Evangelischen Grossen Rat mitmache, so ist er jetzt davon überzeugt, sich dem Amt als Ratspräsident zu stellen, wenn ihm das schon zugetraut würde. Mit Elisabeth Mani sei ihm eine starke Frau als erste Vizepräsidentin zur Seite gestellt. Dass beide der gleichen politischen Partei angehören, ist für ihn nicht von Bedeutung. «Wir machen nicht Parteipolitik».

« Es gibt Dinge, die im Laufe der Zeit angepasst werden müssen.



fest um einen Pfosten gebunden. Heute hat das Skigebiet drei Skilifte und für die Kleinen einen Zauberteppich. Darauf ist Walter Grass stolz. Es ist eine Bestätigung für seine Art, «langjährig» zu arbeiten. «Zwei, drei Jahre und dann die Flinte ins Korn werfen, ist nicht meine Art».

Der Schneesportschulleiter. Zum Schluss des Besuchs beim neuen EGR-Präsidenten, geht's hinauf zum Skilift. Grass holt den silbergrauen Skoda aus der Garage und fährt die Strasse durchs Dorf hinauf vorbei an seinem Elternhaus, der Kirche, dem Gemeindehaus und dem Feuerwehrgebäude und vorbei an vier Bauplätzen, auf denen Profilstangen stehen. Es ist die Strasse, die er im Winter täglich fahren wird. Nach Stallarbeit und Frühstück wird er dann als Skilehrer und Schneesportschulleiter unterwegs sein, während sein Vater auf dem Hof zum Rechten schaut. Doch vorderhand sind die Wiesen noch grün. Morgen wird Walter Grass darauf Mist verteilen. Denn bald schon werden hier die Schneekanonen ihre Arbeit verrichten. «Wir sind hier auf einer kritischen Höhe», sagt er. Die künstliche Beschneigung sei für das Skigebiet darum umso wichtiger. Längst vorbei sind die Zeiten, als man sich oberhalb von Urmein und Tschappina mit einer gestampften Piste zufrieden gab, ein Seil als «Aufstiegshilfe»

«Singen soll nicht peinlich sein»

Ein Kurstag mit **Eugenio Giovine** / Stefan Hügli

Singen mit Gruppen erfordert einiges an Können. Allein mit Gitarre und Liederbuch losziehen, genügt nicht. In einer Weiterbildung des Diakonatskapitels zeigt der Kirchenmusiker Eugenio Giovine, wie man es auch machen kann.

Wer einen Kurs bei Eugenio Giovine besucht, bekommt erst einen Stapel Papier in die Hand gedrückt. Noten sind dabei, Mindmaps, ein Grundsatztext zur Chorarbeit mit Kindern, Jugendlichen und Senioren und einige beispielhafte Songs. «Doch das ist für später», sagt Giovine und erzählt von seinen italienischen Wurzeln und seiner Arbeit als Organist, Jazzmusiker, Kantor und Chorleiter, gerne angereichert mit allerlei Anekdoten, gut gepfeffert und würzig aufgetischt. Manch einer kommt dabei nicht ungeschoren davon – oft genug sind es Menschen, mit denen er als Kirchenmusiker tagtäglich zu tun hat. «Sind Pfarrpersonen hier?», fragt er schelmisch in die Runde von Sozialdiakoninnen und Sozialdiakonen. Verstohlenes Gelächter.

Herausforderung. «Mit Energie vor die Gruppe treten», empfiehlt Giovine für die Chorarbeit, besonders bei Jugendlichen. Mit Armen und Füßen, dem Körper als Schlagzeugersatz, gibt er einen Rhythmus vor und fordert die Teilnehmenden auf, es ihm nachzumachen – eine besondere Herausforderung für die Kursgruppe, ganz offensichtlich. Schaute zuvor noch so mancher gelegentlich zum Fenster hinaus auf Churfürsten und Walensee, sind nun auf einen Schlag alle präsent. «Wir dürfen Jugendlichen keine Zeit für Faxen lassen und vor allem nie sagen: so jetzt singen wir», empfiehlt der Kantor. «Singen finden die Jugendlichen doof, Bodypercussion nicht». Viel zu oft würden heute Musik und Bewegung voneinander getrennt, doch das sei wie wenn das Essen vom Geschmack getrennt wür-

de. Während Giovine spricht und perkussiert als sei es das Einfachste der Welt, kämpfen die Teilnehmenden noch immer mit der Vorgabe. Bis alle Hände und Beine, bis Rumpf und Füße der Teilnehmenden den Rhythmus gefunden haben, dauert es. Giovine bemerkt jede noch so kleine Unsicherheit, jedes verlegene Lächeln nach einem Patzer. Da und dort greift er korrigierend ein. «Wenn etwas nicht gut ist, dann ist es nicht gut». Kritik muss sein.

« Singen finden die Jugendlichen doof, Bodypercussion nicht.



Übungssache. Giovine bricht die Übung ab. Nicht alle könnten alles. Musikmachen sei harte Arbeit. «Üben, üben, üben». Ganz entschieden distanziert sich der Profimusiker von der Vorstellung, wonach Singen nur eine gewisse Begeisterung voraussetze, wie das durch die Komödie «Sister Act» suggeriert wird, in der Whoopi Goldberg als Mary Clarence einen desolaten Nonnenchor mit Gospels der Harlem-Tradition in Windeseile zum Erfolg führt.

«Das ist Hollywood, das ist Film», sagt Giovine. Die Realität in der Arbeit kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sehe oft anders aus. Gerade Kinder hätten heute tausend andere Dinge in der Agenda. «Schade, weil das Spielen auf der Strecke bleibt – und das Singen ohnehin. Wer aber nie singe, könne es auch nicht, wenn er oder sie es begeistert tue.

Hintergrundwissen. Erfrischend sind auch Giovines Äusserungen zur Liedauswahl und die verwendete Begriffe spiegeln sein Fachwissen: «Für kleine Kinder geeignet sind Lieder mit pentatonischer Tonleiter, Tonsprünge mit kleiner Terz sitzen bald. Synkopen dagegen sind ebenso ungeeignet wie Melismen». Eine Silbe, ein Ton. Die Texte und Metaphern müssen einfach sein. Ab der dritten Klasse sei dann so ziemlich alles möglich. Auch fremdsprachige Lieder mit anspruchsvollen Intervallen. Zum Lernen der Texte lässt Giovine Kinder die Inhalte an der

Tafel in symbolischen Zeichnungen entwickeln oder er lässt auch mal eine Szene spielen. Die Sozialdiakoninnen und Sozialdiakone haben das gleich am Beispiel des Liedes «Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho» zu üben – mit Mann und Räuber und einer Kuh am Wegrand.

Konkurrenz. «Jetzt wird's besser», sagt Giovine. Der Theorie folge nun die Praxis. Zahlreiche Lieder werden kurz eingeübt. Beim Lied «Sieben Farben» etwa sagt Giovine: «Das klingt einfach und echt». Ebenso sei das bei den Liedern «Abig-Gebät» oder «Da wohnt ein Sehnen tief in uns». Das sei gute Kindermusik. Ganz bewusst nicht in Giovines Liedersammlung sind Lieder wie «We are the World, we are the Champions». Es könne zwar Spass machen, auch mal solche Lieder zu singen. Doch die Messlatte sei hoch, denn jeder habe davon eine CD-Aufnahme im Kopf, was den eigenen Gesang ungeniessbar mache. «Wir alle drehen am Morgen das Radio an».

Stilfrage. Und was hält der Kirchenmusiker von Popmusik in der Kirche? Von Sacropop gar nichts, das wird schnell klar. Aber sonst Pop durchaus, wenn er gut gemacht ist. Selbst klassisches Liedgut wie «Grosser Gott» könne durchaus mal mit Groove gespielt werden, sagt Giovine. Doch der Unterschied zwischen klassischer Kirchenmusik und Popmusik liege tiefer – er betrifft die Art, wie Musik gemacht wird. Wer Popmusik machen wolle, müsse die Noten vergessen. «Noten sind klassisch, Popmusik dagegen ist nachsingen, auf Youtube hören und es genauso machen». Giovine gibt zu bedenken, dass die Kirchenräume für Popmusik denkbar ungünstig sind, weil sie hallen. Popmusik aber lebe davon, dass sie laut ist. Und sie sei nicht selten Protest – genau das aber passe nicht jedem in der Kirche. Auch Lichtspektakel und Shows dürften bei vielen Kirchgängern einen schweren Stand haben, obwohl sie zwingend dazugehören.

Ungünstige Vorzeichen also für Popmusik im Gottesdienst. Was für Giovine allerdings nicht weiter schlimm ist. Zwar hat auch er schon Musicals mit Kindern in einem Gottesdienst zur Aufführung gebracht. Doch Popmusik spielen, um Jugendliche in den Gottesdienst zu holen ist seiner Meinung nach der falsche Weg. Die Sprache der Musik und die Sprache des Gottesdienstes müssen zusammenpassen, dem gleichen Entwurf folgen. Und Illusionen macht sich Giovine ohnehin nicht. Wenn Jugendliche Popmusik hören wollen, dann hören sie es auf dem MP3-Player oder auf Youtube. «Jugendliche kommen nicht nur wegen der Musik selten in die Kirche».

Leichtigkeit. Doch schon sitzt Giovine wieder am E-Piano und spielt sichtlich vergnügt ein Intro für das nächste Lied: «Swingin' Samson». Es ist ein Lied, das den biblischen Helden Samson besingt, seine phänomenale Kraft, seine Leidenschaft für die schöne Dalilah und wie ihr Charme den Helden um seine Bärenkräfte brachte. «Zick Zack macht die Schere und der Held verlor sein schönes Haar», singen die Sozialdiakoninnen und Sozialdiakone, «alles wegen Dalilahs Charme». Giovine begleitet den Ad-hoc-Chor leicht und beschwingt – um am Schluss fast triumphierend zu sagen: «Das ist Musik!». Giovines Leichtigkeit hat sich mittlerweile auf die Teilnehmer übertragen. Nach einer letzten Draufgabe klaben sie beschwingt ihre Papiere zusammen. Noch beim Zurechtrücken der Papiere zu einem ordentlichen Stapel sagt jemand: «Genau so müsste man das können, genauso».

Nicht urteilen, nicht werten

Seelsorge in der Forensik / Rolf Bärtsch

Auch in der Forensik gilt die seelsorgerische Haltung, dass jeder Mensch als Gottes Ebenbild geschaffen ist.

Keine Tat – so schrecklich sie auch sein mag – kann die Gottesebenbildlichkeit des Menschen aufheben. Gerade darum gehören auch die Fragen nach Schuld und Verantwortung, Vergebung und einem neuen Anfang ebenso zur seelsorgerlichen Begegnung wie die Frage, wie ein Mensch Kraft und Halt in ausserordentlichen Situationen findet.

Zum Beispiel Psychose. Ein Gedankenexperiment zum Anfang: Versuchen Sie, sich vorzustellen, dass Sie einen Albtraum haben, in dem Sie verfolgt und getötet werden sollen. In Notwehr gelingt es Ihnen, Ihren Verfolger umzubringen oder sich zu verstecken. Sie sind in Sicherheit. Nun erwachen Sie aus dem Traum und stellen fest, dass es nicht nur ein Traum war, sondern dass Sie tatsächlich jemanden umgebracht haben. Wie geht es Ihnen jetzt? Wie wird es den schizophrenen Patienten gehen, wenn sie aus der Psychose erwachen und feststellen müssen, dass sie ein Delikt begangen haben? Schuld und Scham sind so überwältigend, dass viele es vorziehen würden, wieder in die Psychose zu fliehen, um dieser Schande zu entgehen. Sie werden durch das eigene Delikt ähnlich traumatisiert wie ihre Opfer und fühlen sich, teilweise auch zu Recht, als Opfer ihrer Tat. Gleichzeitig sollen diese Patienten Reue zeigen, Empathie mit dem Opfer empfinden, ihre Krankheit anerkennen und mit ihrer riesigen Last an Schuldgefühlen umgehen lernen.

Opferrolle. In der Forensik begegnen uns Menschen, die gleich zweifach stigmatisiert sind: Sie sind psychisch krank und sie haben eine Straftat begangen. Diese Straftat steht in direktem Zusammenhang mit ihrer Erkrankung. Diesen Menschen werden also zwei Rollen zugemutet: Diejenige des psychisch Kranken und diejenige

des Straftäters. Beides sind Rollen, die abgelehnt und verurteilt werden. Entsprechend stark ist die Abwehr, sich selber als psychisch krank zu erkennen oder beschuldigen zu lassen. Also sehen sich die Patienten oft als Opfer, weil das leichter zu ertragen ist. Wir wissen, dass viele der Patienten in ihrem Leben tatsächlich Opfer waren, und sehen in den jeweiligen Biographien oft eine Opfer-Täter-Umkehrung.

Strafe oder Therapie. Weil eine Straftat vorliegt, ist nicht der psychisch kranke Mensch selbst, sondern das Amt für Justizvollzug Auftraggeber der Psychotherapie. Aufgrund ihrer psychischen Erkrankung werden diese Menschen für vermindert schuldfähig, behandlungsbedürftig und therapierbar erklärt und nicht zu einer Haftstrafe, sondern zu einer Massnahme in der Forensik verurteilt, die zeitlich unbefristet ist und bei der Behandlung und Sicherung im Vordergrund steht. Ohne Therapie, die Teil der Massnahme ist, führt kein Weg in die Freiheit. Und es muss eine Entwicklung in genau definierten Bereichen erfolgen.

Langwierig. Diese Entwicklung braucht viel Zeit. Die meisten Patienten verbringen vier bis fünf Jahre in der Klinik, plus in der Regel weitere Jahre in einem geschützten Wohnbereich. Es liegt auf der Hand, dass die Unfreiwilligkeit und die lange, unbestimmte Aufenthaltsdauer nicht motivierend wirken. Menschen, die von sich aus eine Therapie wünschen, sind motiviert und arbeiten mehr oder weniger aktiv an sich. In der Forensik muss zuerst einmal ein Mindestmass an Eigenmotivation gefördert werden. Menschen in der Forensik erklären mir manchmal, dass sie lieber ihre Strafe im Gefängnis verbüßen würden. Dann wäre für sie klar, wie lange sie in Haft wären. In der Forensik jedoch wisse man nie im Voraus, wie lange die Massnahme dauere.



Rückfälle verhindern. Die Krankheit beinhaltet per se eine Rückfallgefahr. Behandlungsziel ist nicht die Verbesserung der Lebensqualität oder die Verminderung des Leidensdrucks, sondern die Verbesserung der Legalprognose, das heisst die Rückfallfreiheit und somit der Schutz der Gesellschaft. Man hat vor allem am Beispiel von Vergewaltigungsfällen festgestellt, dass die alleinige Verbesserung des psychischen Zustandsbildes Rückfälle nicht verhinderte. Daraus schloss man, dass die Therapie „deliktorientiert“ sein muss, um bezüglich Legalprognose wirksam zu sein. Man ist sich aber einig, dass nur die Verbesserung der Legalprognose als Ziel der Bemühungen allein nicht genügt. Denn diese Verbesserung kann

vorübergehender Natur sein, wenn der Patient weiterleidet, keine Lebensziele hat und die Lebensqualität vermindert ist. Es gilt daher, die protektiven Faktoren, die Resilienz, zu steigern, damit sich Schuldgefühle in Verantwortungsgefühle wandeln und grösstmögliche Autonomie bei grösstmöglicher Sicherheit für Patienten und Umwelt entstehen kann. Dass es auf diesem Weg eine Krankheits- und Delikteinsicht braucht, dass Patienten lernen, sich möglichst adäquat in sozialen Situationen zu verhalten, dass sie eine echte Medikamenten-Compliance erarbeiten, gehört dazu.

Kirche und Forensik. Welche Aufgabe hat Seelsorge in der Forensik? Seelsorge ist eine der wenigen Bereiche im Strafvollzug, die freiwillig ist. Es gibt keine obligatorischen Themen, wie es sie in der forensischen Psychotherapie gibt. Forensische Psychotherapien werden vom Gericht angeordnet und sind daher unfreiwillig. Die seelsorgerliche Schweigepflicht reicht weiter als die psychotherapeutische. Seelsorge ist vor allem Zuhören und Begleiten. Ich darf mich auf meinen beiden Stationen, neben den Einzelgesprächen, mit Worten und Gedanken zum Tag bei der Morgenrunde einbringen. Ich darf eine Ethikgruppe leiten, in der es um verschiedenste Themen über Gott und die Welt geht. Ich darf an den Rapporten, bei den Teamsitzungen und bei Teamanlässen dabei sein. Und dann haben Patienten das Recht, am Gottesdienst teilzunehmen. Wenn sie nicht allein kommen dürfen, dann werden sie begleitet.

Wahrheitsperspektiven. Auch in der Forensik gilt es, die Rollen von Seelsorgenden und The-

rapeuten gut auseinanderzuhalten. Die Seelsorge spricht das Delikt, das in der Therapie eine zentrale Rolle spielt, nicht direkt an. Das heisst natürlich nicht, dass es überhaupt nicht zur Sprache kommt. Zwischen der forensischen Psychotherapie und der Seelsorge besteht bezüglich der Wahrheits- und Schuldfrage ein Unterschied. Wahr ist in der Seelsorge, was der Patient in diesem Raum zu diesem Zeitpunkt sagt. Er hat einen bewussten oder unbewussten Grund, weshalb er im Moment seine persönliche Wahrheit so formuliert, dass sie möglicherweise vom Gerichtsurteil abweicht. Seine Wahrheit hat unter anderem mit seiner psychischen Befindlichkeit und seinem Vertrauen zum Seelsorger zu tun. Ich sage

nie: Ich glaube Ihnen, dass Sie kein Vergewaltiger sind, sondern ich höre zu und versuche zu akzeptieren, dass er im Moment sein Delikt von seiner Wahrheitsperspektive aus schildert. In der forensischen Psychotherapie hingegen steht von Beginn an das Delikt anhand von Gutachten und Gerichtsakten fest, was natürlich nicht heisst, dass der Patient von Anfang an geständig und einsichtig ist. Wichtig scheint mir Folgendes zu sein: Der Patient soll spüren, dass man ihn in seiner Person nicht verurteilt, sondern achtet. Achtung - diese Haltung und dieser Geist spürt man auf den Stationen.

Aufgabe der Seelsorge. Es stellt sich natürlich die Frage, ob die beschriebene seelsorgerliche Haltung nicht das Verdrängen der juristischen Schuld, das zu Beginn des Massnahmenvollzugs häufig vorkommt und sich in einer Täter-Opfer-Umkehr zeigen kann, zementiert. Gerade auch in der Seelsorge soll der Patient erleben können, dass er trotz seinem schweren Delikt in seiner Person akzeptiert ist. Dies stärkt seinen Selbstwert und kann ihm dabei helfen, in der Psychotherapie offen über das Delikt zu sprechen. Die Seelsorgenden können Patienten zum Durchhalten ermuntern. Dabei geht's manchmal um Sinn (des Durchhaltens) und um die Kraftquelle zum Durchhalten. Seelsorge in der Forensik ist auch Seelsorge für die Mitarbeitenden. Wenn es den Mitarbeitenden in ihrem hochanspruchsvollen und anstrengenden Arbeitsgebiet gutgeht, hat dies eine positive Auswirkung auf die Patienten. Letztlich hat der Auftrag der Seelsorge sehr viel mit Therapie zu tun. „Therapeuein“ heisst ja, aus dem Griechischen übersetzt, „heilen“. Es ist doch letztlich Gott, der den Menschen Heil und Heilung schenkt.

« Seelsorge in der Forensik ist auch Seelsorge für die Mitarbeitenden



Die Beauftragungen

Paarlando. Paar- und Lebensberatung GR

Familienzentrum Planaterra,
Reichsgasse 25, 7000 Chur
T 081 252 33 77

info@paarlando.ch

Jäger Jürg (ab 1.1.2015)

juerg.jaeger@gr-ref.ch

Müller Angelika

angelika.mueller@gr-ref.ch

Engadin:

Straglia da Sar Josef 3, 7505 Celerina

T 081 833 31 60

beratung.engadin@gr-ref.ch

Schärer Markus

markus.schaerer@gr-ref.ch

Mobile 079 386 90 88 (privat)

susanna.meyer@gr-ref.ch

Psychiatrische Klinik Waldhaus, Chur

Psychiatrische Klinik Beverin, Cazis

Bärtsch Rolf

Under-Chrüzli 13, 7012 Felsberg

T 058 225 21 66

rolf.baertsch@gr-ref.ch

Evang. Klinikpfarramt Davos

Fliege Helmut

Promenade 35, 7270 Davos Platz

T 081 413 37 22

helmut.fliege@gr-ref.ch

Pastoralbibliothek

Bolliger Daniel

Casa pervenda, Demvitg 23

7158 Waltensburg/Vuorz

T 081 941 19 55

pastoralbibliothek@gr-ref.ch

Deutsches Evang. Klinikpfarramt Davos

Leidig Christa

Hochgebirgsklinik

Hermann-Burchardtstr. 7,

7265 Davos Wolfgang

T 081 417 31 36

christa.leidig@gr-ref.ch

Pfarramt für Gehörlose

der Kantone SG, AR, GL, TG, GR

Hofer Ruedi

Oberer Graben 31, 9000 St. Gallen

T 055 642 16 22

gehoerlosenseelsorge@gr-ref.ch

Justizvollzugsanstalten

Realta und Sennhof

Meier Reinhold

Melserstr. 13c, 7323 Wangs

T 081 783 22 69

reinhold.meier@gr-ref.ch

Pfarramt für Menschen mit einer Behinderung

Weinert-Wurster Astrid

Erikaweg 1, 7000 Chur

T 081 250 28 63

astrid.weinert@gr-ref.ch

reformiert. Bündner Kirchenbote

Redaktion:

redaktion.graubuenden@reformiert.info

Kramm Reinhard (Chefredaktor)

Wiesentalstr. 89, 7000 Chur

T 081 356 66 80

reinhard.kramm@reformiert.info

Spital- und Klinikpfarrämter Kantonsspital Graubünden

Bärtsch Rolf

Under-Chrüzli 13, 7012 Felsberg

T 081 256 74 00

rolf.baertsch@gr-ref.ch

Gianelli Rita

Scalettastr. 7, 7270 Davos Platz

Mobile 079 310 56 80

rita.gianelli@reformiert.info

Büchel Jörg

Surataglia 273, 7554 Sent

T 081 256 74 00

T 081 864 87 28 / 079 108 75 88 (privat)

kbuechel@bluewin.ch

Meyer Kunz Susanna

Loëstr. 99, 7000 Chur

T 081 256 74 00

«Insgesamt eine gute Zeit»

Die Ergebnisse der Konfirmandenstudie ermutigen / Markus Ramm



Die Ergebnisse der Schweizerischen Studie zur Konfirmandenarbeit liegen vor. Nun geht es an die Auswertung.

Mit dem Konfirmandenjahrgang 2012/13 ist schweizweit eine umfangreiche Studie zur Konfirmandenarbeit durchgeführt worden. Die Studie ist Teil einer international angelegten Erhebung zur Konfirmandenarbeit in Europa (www.confirmation-research.eu). Insgesamt sind in der Schweiz an die 7000 Jugendliche zu ihren Erwartungen und ihren Erfahrungen im Konfirmandenunterricht befragt worden. Die Untersuchung ist vor allem deshalb interessant, weil sich die Konfirmandinnen und Konfirmanden zweimal äussern sollten: zuerst im Herbst 2012 mit Blick auf ihre Erwartungen und zum zweiten Mal im Frühjahr 2013 kurz vor der Konfirmation im Rückblick auf ihre Erfahrungen im Konfirmandenunterricht. Die Studie bietet also zusätzlich die Gelegenheit, etwas über die Entwicklung in einem bestimmten Konf-Halbjahr zu erfahren. Darüber hinaus richtete sie sich an die Mitarbeitenden, womit man einen Einblick bekommt, in wie weit die Erwartungen und Einschätzungen der Jugendlichen mit denen der Erwachsenen übereinstimmen oder von diesen abweichen.

Erfreulich ist, dass aus unserem Kanton eine beachtliche Zahl Kirchgemeinden teilgenom-

men hat. So wurden bei uns in der ersten Phase 435 Konfirmanden aus insgesamt 40 Kirchgemeinden, in der zweiten Phase immerhin noch 378 Konfirmanden aus 37 Kirchgemeinden befragt. Gemessen an der Grösse unserer Kantonalkirche ist das im schweizweiten Vergleich eine besonders gute Beteiligung. Nun liegen also für die Gesamtschweiz die ersten Studiergebnisse vor. Ende September wurden sie an einer öffentlichen Veranstaltung vorgestellt. Damit ist der Startschuss gemacht, um in den kommenden Wochen und Monaten einzelne Ergebnisse detaillierter zu analysieren und zu interpretieren und daraus Schlussfolgerungen für die Praxis zu ziehen. Die spezifischen Ergebnisse für Graubünden wird Prof. Thomas Schlag an der synodalen Arbeitstagung am 3. Februar 2015 in Chur präsentieren. Wir können gespannt sein, welche Ergebnisse sich als «Graubünden spezifisch» herausstellen werden.

Feedback in Zahlen. Einige Schlaglichter auf die gesamtschweizerischen Ergebnisse möchte ich an dieser Stelle bereits nennen: Erfreulich ist, dass die Jugendlichen auf ihre Konfirmandenzeit mehrheitlich positiv zurückschauen (79%: stimmen zu: «... hatte ich insgesamt eine gute Zeit.»). Immerhin noch 39% melden zurück: «kamen auch meine Glaubensfragen zur Sprache.» Die mit Abstand beliebteste Unterrichtsform ist das Lager (mit 75%, übrigens die einzige Form, die überwiegend positiv beurteilt wird). Ein weiteres erfreuliches Ergebnis ist, dass im Verlauf des Unterrichts das Interesse an theologisch-biblischen Themen wenigstens leicht ansteigt (so z. B. am Abendmahl von 26% auf 33%, Jesus Christus von 37% auf 48%). Dabei ist es nicht verwunderlich, dass die Pfarrpersonen jene Themen für ungleich wichtiger halten als die Jugendlichen (Abendmahl 78%, Jesus Christus 90%), deren Hauptthema konstant «Freundschaft» ist (mit 77% Zustimmung). In ihren religiösen Einstellungen geben die Jugendlichen ein weitgehend volkswirtschaftliches Bild

ab, das sich vermutlich bei einer Befragung erwachsener Kirchenmitglieder nicht anders ergeben würde. 51% stimmen bei der Aussage «Ich glaube an Gott.» zu, während z. B. nur noch 37% der Jugendlichen der Aussage «Jesus ist auferstanden.» bestätigen.

Kritik. Dennoch kann man sich mit Blick auf die Umfrageergebnisse nicht einfach zufrieden zurück lehnen. Immerhin äussern 53% der Jugendlichen rückblickend: «Was ich in der Konf-Zeit gelernt habe, hat mit meinem Alltag wenig zu tun.» Beachtenswert ist ein Ergebnis aus dem Themenbereich Gottesdienst: 41% der Jugendlichen äusserten im Herbst 2012 «Ich würde gerne interessante Predigten hören.» Im Frühjahr/Sommer 2013 können aber nur 33% der Aussage «Ich habe interessante Gottesdienste gehört.» zustimmen.

Die Zustimmung zur Aussage «Gottesdienste sind meist langweilig.» erhöhte sich im gleichen Zeitraum um ein Prozentpunkt auf 56%. Man kann daraus schliessen, dass das Interesse der Konfirmandinnen und Konfirmanden an ansprechenden Gottesdiensten in der Konf-Zeit zu Beginn relativ hoch ist, dann aber nicht zufriedenstellend beantwortet werden kann. Dementsprechend haben zu Beginn der Studie 56% angekreuzt: «Ich würde gerne jugendgemässe Gottesdienste erleben.» Während im Rückblick nur 49% feststellten, dass sie solche tatsächlich erlebt haben. Besonders auffällig ist hier die abweichende Wahrnehmung der Mitarbeitenden, von denen immerhin 74% jugendgemässe Gottesdienste erlebt haben wollen. Vorläufig kann man dazu feststellen: Die Jugendlichen hatten höhere Erwartungen an den Gottesdienst, als die Kirchgemeinden sie tatsächlich einlösen konnten. Bei den Mitarbeitenden offenbart sich möglicherweise obendrein ein blinder Fleck.

« Die mit Abstand beliebteste Unterrichtsform ist das Lager.



Weiterbildung und Lehrmittel. Die Auswertung und Diskussion der Ergebnisse hat erst begonnen. Vieles steht noch aus. Interessant wird sein, ob man mit der Studie Aussagen darüber treffen kann, welchen Einfluss z. B. die Umstellung des wöchentlichen Konfirmandenunterrichtes auf Projekt- und Blockunterricht hat. Auch wird es interessant sein zu erfahren, ob und wie sich Gruppengrösse und Region auf die Ergebnisse auswirken. Jetzt schon kann man sagen, dass ein Tutoren-System mit jugendlichen Mitarbeitenden eine wichtige Brücke zwischen Amtsträgern und Konfirmanden darstellt. Mit der synodalen Arbeitstagung be-

kommt das Thema Konfirmandenarbeit im kommenden Jahr in der Agenda unserer Landeskirche einen besonderen Platz. Hinzu kommt, dass noch Ende dieses Jahres eine neue Arbeits-

hilfe für die Unterrichtsgestaltung erscheint. Ausgehend von der synodalen Arbeitstagung wird es im ersten Halbjahr eine Einführungsveranstaltung in das neue Arbeitsmittel geben.

Insgesamt tut sich im Bereich der Konfirmandenarbeit viel im Bündnerland. Viele Kirchgemeinden sind dabei, ihr Konfirmandenarbeitskonzept zu verändern oder haben dies in den vergangenen Jahren bereits getan. Es wird sich lohnen, über Formen und Inhalte in einen Erfahrungsaustausch zu geraten. Hierzu wird seitens der Fachstelle Gemeindeentwicklung 2 im kommenden Jahr ein Vernetzungstag angeboten werden.

Die Rubrik „Persönlich“ ist aus Datenschutzgründen online nicht verfügbar.

«Von Grund auf partizipativ»

zum Reformationsjubiläum / Mirjam Neubert

Im Jahre 2017 feiern viele Kirchen das 500. Jubiläum der Reformation in Europa. Anlass dafür ist die legendäre Veröffentlichung der kirchenkritischen Thesen von Martin Luther am 31. Oktober 1517.

Start im 2017. Es ist ein symbolisches Datum für die reformatorisch geprägten Kirchen in der Welt. Durch die zunehmende Zusammenarbeit der evangelischen Kirchen in Europa wird das Thema Reformation dann auch in der Schweiz medial präsent sein - obwohl es im Jahr 2017 noch keinen unmittelbaren geschichtlichen Bezug zum schweizerischen Kontext gibt. Die Verbindungen zu der (nicht nur) durch Martin Luther ausgelösten Bewegung in Europa lassen sich jedoch nicht leugnen.

Doppelter Blick. Ein Reformationsjubiläum ist nicht einfach ein Firmenjubiläum; und zudem ist die christliche Kirche älter als 500 Jahre. Grundlegend für die Reformation ist die Wiederentdeckung der befreienden, lebendigen Botschaft der Bibel und das Vertrauen darauf, dass Gottes Wort das Leben und die christliche Kirche verändern kann. Damit ist die Kirche kein Selbstzweck, sondern ihr zentraler Auftrag ist der Dienst am Wort Gottes. Wie bei bisherigen Reformationsjubiläen soll auch diesmal der Blick zurückgehen auf die eigene Geschichte, lokal, regional, national und international. Dabei wird deutlich, welche Auswirkungen der erneuerte Glaube auf die Lebenswelt der Menschen hatte und wie sich damit die Gesellschaft verändert hat. Neben der Geschichte kommt aber auch die Gegenwart in den Blick mit den Fragen nach der reformierten Identität heute, der Rolle der Kirche in der Gesellschaft und dem Auftrag jetzt und in Zukunft.

Mit Kirchenbund. Die evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden ist ein Teil der evangelischen Kirchenfamilie und ist durch Geschichte und Gegenwart in diese eingebun-

den. Das Jahr 2017 kann für unsere Kirche der Startschuss für eine Besinnung auf die Wurzeln und tragenden Elemente unserer reformierten Kirche sein. Wir sind offen für die Impulse, die vom Schweizerischen evangelischen Kirchenbund gegeben werden. Dessen Ziele sind die Förderung der Einheit des schweizerischen Protestantismus, die Betonung der kulturellen und politischen Dimension der Reformation, die Stärkung der Jugend und der Vitalität der Gemeinden und eine Neuentdeckung des Gedankens der Solidarität. Die Gemeinschaft und der Austausch werden z.B. über Grossanlässe gefördert. Eine inhaltliche Auseinandersetzung soll u.a. über 40 Glaubenthesen geschehen, die in allen reformierten Gemeinden diskutiert werden.

Auch in Graubünden. Das Jubiläum soll im Sinne des Priestertums aller Glaubenden für alle, von allen und durch alle gestaltet werden. In diesem Sinne wird ab Ende Jahr eine kantonal-kirchliche Arbeitsgruppe zusammenkommen, die diskutiert, welche Impulse aufgenommen werden und wo aufgrund der spezifischen kantonalen Geschichte eigene Schwerpunkte gesetzt werden. Der Prozess soll von Grund auf partizipativ sein und dadurch der Vielfalt unserer kirchlichen Kultur gerecht werden. Die Erinnerungen an die bündner Reformationsgeschichten und unsere Wurzeln sollen das heutige Leben in den Gemeinden bereichern und für die Zukunft inspirieren.

Humanitäre Hilfe

HEKS am Puls der Zeit / Barbara Hirsbrunner

Die Situation in Nordirak hat viele Christen in ihren Kirchgemeinden beschäftigt. Da müsse die „Kirche“ doch aktiv werden, so oder ähnliches hörte ich einige Male. Wie kommt ein Spendenaufruf von HEKS zustande, hat es doch lange gedauert?

Humanitäre Hilfe. Zunehmend und mit wachsender Intensität ereignen sich weltweit Katastrophen mit verheerenden Auswirkungen. Dazu gibt es menschengemachte Katastrophen durch Krieg und Vertreibungen, durch Umweltzerstörung oder wirtschaftliche Not. Die humanitäre Hilfe (von lat. Humanitas: Menschlichkeit, Wohltätigkeit) bezeichnet Maßnahmen zum Schutz und zur Versorgung von Menschen in einer Notlage, die über eine Erstversorgung hinausgehen.

Projekte des HEKS. Die Tatsache, dass in Nordirak viele Christen betroffen sind, sei der Grund, so Ueli Locher, Direktor von HEKS, warum HEKS dort mit Humanitärer Hilfe Unterstützung leisten will. Bei ihren humanitären Einsätzen hält sich HEKS an die Prinzipien der Menschlichkeit, Unabhängigkeit, Neutralität und Unparteilichkeit. Allein die Not der Menschen bestimmt, wer Hilfe erhält, nicht deren Parteizugehörigkeit, Religion oder Hautfarbe. Die wichtigste Zielgruppe von HEKS bilden die armen Bevölkerungsgruppen in ländlichen Regionen, die oft von internationaler Hilfe vernachlässigt werden.

Kriterien. Weiter meint Ueli Locher, dass es HEKS nicht möglich ist, überall sofort zu intervenieren, wo Humanitäre Krisen geschehen. Für HEKS müssen einige Kriterien erfüllt sein, um Humanitäre Hilfe zu leisten. Dies ist unter anderem verlässlichen Partnerorganisationen vor Ort und die Absicherung der Finanzierbarkeit. Ebenso werden die Glücksketteprinzipien und der Verhaltenskodex von Rotkreuzgesellschaften

berücksichtigt. Daneben gilt es auch die personellen Ressourcen gut einzuteilen.

Partner vor Ort. HEKS besuchte das Krisengebiet im Nordirak und schloss nach intensiver Detailberatung mit den Partnern einen Zusammenarbeitvertrag ab. HEKS setzt 250'000 Franken für Soforthilfe in der nordirakischen Provinz Sulayamniyah ein. Die Act Alliance-Schwesterorganisation „Christian Aid“ aus Grossbritannien zeichnet sich mit einer lokalen Partnerorganisation verantwortlich für die Umsetzung des Projektes. So kann eine kurzfristige Überlebensperspektive geboten werden. Die Güter werden vor Ort eingekauft. Dies sind unter anderem Nonfoodartikel z.B für Hygiene sowie Öfen, Heizöl und Wolldecken. Von Dezember bis Februar kann die Temperatur bis auf 2 Grad fallen. Somit ist HEKS sehr wohl am Puls der Zeit.





Mitteilungen

Allerlei von der Loëstrasse

Neue Weiterbildungsbestimmungen

Am 1. Januar 2015 treten die «Verordnung für die Weiterbildung kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter» (951 - erlassen vom Evangelischen Grossen Rat am 13. November 2013) sowie das dazugehörige Reglement 952 (erlassen vom Kirchenrat am 21. August 2014) in Kraft.

Beide Gesetzestexte sind ab sofort abrufbar auf der Website der Landeskirche: <http://www.gr-ref.ch/gesetzestexte>. Wir bitten die Kirchgemeindevorstände und alle Mitarbeitenden der Kirchgemeinden und der Kantonalkirche, die Verordnung und das Reglement zur Kenntnis zu nehmen. Sie enthalten gegenüber der bisherigen Regelung wichtige Änderungen.

Auf die folgenden Punkte weisen wir gerne besonders hin:

1. Alle bei den Kirchgemeinden oder der Kantonalkirche angestellten Mitarbeitenden haben die Pflicht und auch den Anspruch auf Weiterbildung.

2. Ebenfalls haben alle kirchlichen Angestellten, die in den vergangenen sieben Jahren im Schnitt ein Anstellungsverhältnis von wenigstens 40 Prozent hatten, einen Anspruch auf ein Sabbatical von 7 Arbeitswochen. „Das Sabbatical dient der beruflichen und persönlichen Weiterbildung“ (951 Art. 12). Es müssen keine Weiterbildungskurse mehr nachgewiesen werden.

3. Neu muss das Thema der jährlichen Weiterbildung mit der vorgesetzten Behörde abgesprochen werden: Der Zeitpunkt und der Inhalt von Weiterbildungen bedürfen in jedem Fall der Zustimmung durch die Arbeitgeberin und den Kirchenrat. Dies gilt auch für Weiterbildungen, für die kein Kostenbeitrag von der Landeskirche beantragt wird (siehe 952 Art. 4).

4. Für ein Gesuch um Bewilligung einer Weiterbildung, eines Sabbaticals oder eines Beitrags aus dem persönlichen Weiterbildungskonto

gelten Fristen, welche das Reglement festhält. Werden diese Fristen nicht eingehalten, wird der Kirchenrat auf die Gesuche nicht eintreten. Dies hat zur Folge, dass z. B. eine Weiterbildung nicht bewilligt und auch nicht subventioniert wird. Das Reglement legt die folgenden Fristen fest, zu denen das Gesuch beim Kirchenrat vorliegen muss:

- a. Weiterbildungsgesuch: 10 Wochen vor Beginn der Weiterbildung
- b. Gesuch um Beiträge aus dem persönlichen Weiterbildungskonto: 30 Tage nach Abschluss der Weiterbildung / Supervision
- c. Gesuch um Gewährung eines Sabbaticals: 6 Monate vor dem Beginn des Sabbaticals

5. Für Supervisionen ist kein Gesuch einzureichen. Nach dem Ende der Supervision kann das Gesuch um Beiträge aus dem persönlichen Weiterbildungskonto gestellt werden. Dabei gilt die genannte Frist.

6. Die Gesuche werden mit Formularen gestellt, welche ab sofort auf der landeskirchlichen Website downloadbar sind: www.gr-ref.ch/formulare. Die Formulare müssen mit Microsoft Word ausgefüllt werden. Wer ein Gesuch handschriftlich stellen möchte, kann die entsprechenden Formulare beim stellvertretenden Aktuar anfordern: ruediger.doels@gr-ref.ch.

7. Beiträge an jährliche Weiterbildungen werden nach Einreichung des entsprechenden Gesuches unter Beilage von Kursbestätigung und Spesenbelegen ausbezahlt. Neu werden die vollen Kosten (und nicht wie bisher nur 60 Prozent davon) ausbezahlt (bis zum Maximalbeitrag gemäss 952 Art. 7).

8. Neu gilt nach einem Sabbatical die Verpflichtung zur Weiterführung der Arbeit in der Bündner Landeskirche für einen Zeitraum, der sich nach der vertraglich vereinbarten

dreifachen Kündigungsfrist in Monaten bemisst. Wird dies vom Mitarbeitenden nicht eingehalten, ist er verpflichtet, eine Entschädigung in Höhe eines Bruttomonatsgehaltes zurückzuzahlen. Ausnahmen sind im Reglement 952 Art. 20 festgehalten.

9. Pfarrpersonen, welche am Unterrichtstraining teilnehmen müssen, erhalten ab 2015 keine Entlastung mehr in Form von zwei Lektionen Religionsunterricht pro Woche. Diese Weiterbildung erfolgt innerhalb der zehn (952 Art. 9) bzw. fünfzehn (Amtsanfänger: 952 Art. 8) jährlich zur Verfügung stehenden Arbeitstage.

Bei Fragen zur neuen Verordnung und zum Reglement stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung.

Kirchenratssitzungen im ersten Halbjahr

Donnerstag, 29. Januar

Donnerstag, 19. Februar

Donnerstag, 19. März

Donnerstag, 16. April

Donnerstag, 21. Mai

Donnerstag, 11. Juni

Sitzung des Evangelischen Grossen Rates

Mittwoch, 3. Juni 2015

Synodale Arbeitstagung

2./3. Februar in Chur

